

»Ich bin der HERR«

Über die Grundlagen einer menschlichen Gesellschaft

Gedanken zur Fastenzeit von Carsten Lotz

Levitikus 19, 1-2.11-18 —

Lesung vom 23.2.2026 (ergänzt um die Verse 3-4, 9-10 und 32-34)

¹Der Herr sprach zu Mose: ²Rede zur ganzen Gemeinde der Israeliten, und sag zu ihnen: Seid heilig, denn ich, der HERR, euer Gott, bin heilig.

³Jeder von euch soll Mutter und Vater fürchten und auf meine Sabbate achten; ich bin der HERR, euer Gott.

⁴Ihr sollt euch nicht anderen Göttern zuwenden und euch nicht Götterbilder aus Metall gießen; ich bin der HERR, euer Gott. [...]

⁹Wenn ihr die Ernte eures Landes einbringt, sollst du das Feld nicht bis zum äußersten Rand abernten. Du sollst keine Nachlese von deiner Ernte halten. ¹⁰In deinem Weinberg sollst du keine Nachlese halten und die abgefallenen Beeren nicht einsammeln. Du sollst sie dem Armen und dem Fremden überlassen. Ich bin der HERR, euer Gott.

¹¹Ihr sollt nicht stehlen, nicht täuschen und einander nicht betrügen. ¹²Ihr sollt nicht falsch bei meinem Namen schwören; du würdest sonst den Namen deines Gottes entweihen. Ich bin der HERR.

¹³Du sollst deinen Nächsten nicht ausbeuten und ihn nicht um das Seine bringen. Der Lohn des Tagelöhners soll nicht über Nacht bis zum Morgen bei dir bleiben. ¹⁴Du sollst einen Tauben nicht verfluchen und einem Blinden kein Hindernis in den Weg stellen; vielmehr sollst du deinen Gott fürchten. Ich bin der HERR.

¹⁵Ihr sollt in der Rechtsprechung kein Unrecht tun. Du sollst weder für einen Geringen noch für einen Großen Partei nehmen; gerecht sollst du deinen Stammesgenossen richten. ¹⁶Du sollst deinen Stammesgenossen nicht verleumden und dich nicht hinstellen und das Leben deines Nächsten fordern. Ich bin der HERR.

¹⁷Du sollst in deinem Herzen keinen Hass gegen deinen Bruder tragen. Weise deinen Stammesgenossen zurecht, so wirst du seinetwegen keine Schuld auf dich laden. ¹⁸An den Kindern deines Volkes sollst du dich nicht rächen und ihnen nichts nachtragen. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der HERR [...]

³²Du sollst vor grauem Haar aufstehen, das Ansehen eines Greises ehren und deinen Gott fürchten. Ich bin der HERR.

³³Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken.

³⁴Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der HERR, euer Gott.

Unser Text aus Levitikus 19 ist gewissermaßen das Gegenteil der Säkularisierung, die die Zeit, in der wir leben, eingeleitet hat. Anstatt die Frage der Religion und des Heiligen aus der Frage der gesellschaftlichen Ordnung herauszuhalten, drängt unser Text das Göttliche in den Alltag der Menschen hinein.

Nachdem in den Kapiteln 17 und 18 des Buches Levitikus Fragen des Kultes und der Sexualmoral geklärt wurden, werden hier eine Reihe von Fragen des Zusammenlebens adressiert, die wir heute wohl im BGB, der Sozialgesetzgebung oder einfach nur in einem Buch über gutes Benehmen suchen würden: Ruhetage, Erntevorschriften, Bezahlfristen, Umgang mit den Eltern. Einige strafrechtlich relevante Dinge finden wir auch: Nicht stehlen, nicht betrügen, keine Meineide schwören. Im Unterschied zu den beiden vorherigen Kapiteln und zu den folgenden wird nahezu jede dieser Regeln, selbst die Bezahlfristen, durch den HERRN selbst beglaubigt. »Ich bin der HERR.« – Das hören wir fast am Ende jedes Verses. Wie ein Stempel, der auf eine Verordnung niedergeht, um sie zu autorisieren: »Ich bin der HERR.« »Ich bin der HERR.« »Ich bin der HERR.«

Warum braucht es diese besondere Autorität? Warum werden die Regeln des alltäglichen Zusammenlebens so übermäßig stark autorisiert? Das Kapitel 17, wo es um Opfervorschriften und die Zentralisierung des Kults ging, kam ohne diese Bekräftigungsformel aus. Im Kapitel 18 steht sie bei der allgemeinen Aufforderung, Gottes Gebote zu halten, aber nur bei zwei konkreten Verboten; keinen Geschlechtsverkehr mit Blutsverwandten zu haben und keine Kinder zu opfern. Alle anderen Vorschriften der Sexualmoral kommen ohne sie aus. – Warum also hier? Warum wird die Frage, wieviel geerntet werden darf, mit expliziter göttlicher Autorität geregelt? Wir kämen heute nicht auf die Idee, sie in einen Grundrechtskatalog mit aufzunehmen.

Das liegt daran, dass wir mit der Säkularisierung nicht nur Gott aus unserem gesellschaftlichen Alltag gedrängt haben, sondern zugleich eine andere Perspektive auf die Gesellschaft angenommen haben. Die Grundlage unserer modernen Verfassungen ist die Gleichheit der Rechtssubjekte, die sich jenen gesetzlichen Rahmen geben, in dem sie leben wollen. Sie sind der Souverän, der auf der Grundlage der Gleichheit aller die Abwehrrechte des Einzelnen gegen den Staat und die Regeln für das Zusammenleben festlegt. Unsere Rechtsordnung ist ein Vertrag zwischen freien und gleichen Menschen.

Der biblische Text spricht hingegen hinein in eine Welt, in der die Menschen nicht gleich und viele nicht frei sind. Die Gründungsfiktion der modernen Demokratie scheint ihm nicht zureichend, sondern er schaut auf die Wirklichkeit und nimmt Partei für diejenigen, die keine Rechte haben oder sie nicht verwirklichen können. Daher spricht er von dem Armen, dem Fremden, dem Tagelöhner, dem Tauben und dem Blinden, den Alten und nochmals dem Fremden. Er spricht von jenen, die ihre Souveränität nicht ausüben können und die daher von der Freiheitsfiktion der Moderne wenig haben. Ihnen verleiht er göttliche Souveränität.

Auch die Bibel denkt die Gesellschaft als Vertrag. Doch der biblische Vertrag steht quer sowohl zu den antiken Vertragsmodellen als auch zum neuzeitlichen Gesellschaftsvertrag. Hier schließen nicht souveräne, freie Bürger miteinander einen Vertrag, sondern die

göttliche Autorität diktiert die Regeln. Doch anders als in antiken (und modernen) durch göttliche Sendung begründeten Monarchien überträgt der durch Gott diktierte Vertrag nicht die Souveränität auf einen Monarchen, der an Gottes Stelle handelt. Er überträgt die Souveränität auch nicht an eine demokratisch nach Mehrheitsregeln gewählte Institution. Die Souveränität wird übertragen an jene, die außerhalb der Gesellschaft stehen. Geregelt wird, wie die Vertragspartner des HERRN mit jenen umgehen sollen, die nicht die Kraft, die Stellung oder die Mittel haben, sich um ihre Existenz zu kümmern.

Es braucht die göttliche Autorität, weil die biblischen Gebote der innerweltlichen Rationalität zuwiderlaufen. Ein Vertrag zwischen freien und gleichen Bürgern wird in der politischen Theorie damit begründet, dass er den Vertragsparteien nützt. Und sei es nur, dass er den Krieg verhindert. Doch wenn wir mit der ökonomischen Optimierungslogik über die biblischen Gebote nachdenken, so fallen uns kaum Gründe ein, warum wir sie befolgen sollten: Ein Tag Pause pro Woche, sogar für die Fremden und die Sklaven? Nachlässigkeiten bei der Ernte? Die Tagelöhner am selben Abend bezahlen? Die Alten ehren? – Wozu das alles? Das kostet uns doch nur Wachstum und Wohlstand.

Die innerweltlich Logik verlangt eine Produktion an sieben Tagen in der Woche rund um die Uhr. Sie verlangt eine Optimierung der Zahlungsmittel dergestalt, dass die Bauern erst bezahlt werden, wenn der Discounter die Milch verkauft hat. Und sie verlangt eine Ausbeutung der natürlichen Ressourcen, die nichts für Arme oder gar Trittbrettfahrer übriglässt. Selbst die Lebensmittel im Müll werden noch von unserem bürgerlichen Eigentumsrecht geschützt.

Man muss vorsichtig sein. Die Bibel verkündet keine Sozialromantik und ruft nicht zur Revolution auf. Aber die Bibel macht deutlich, dass die Rechte der Schwachen nicht aus einer innerweltlichen Nutzenerwägung entspringen. Die Blinden, die Tauben, die Flüchtlinge sind zu nichts nütze. Ihre Souveränität verdankt sich nicht ihrem Marktwert, sie verdankt sich nicht einer Tauschgesellschaft freier Bürger, sondern gründet in etwas, was vor der ökonomischen Logik liegt. Die Begründung dafür, dass wir uns um die Schwachen kümmern, verdankt sich keiner Nutzenerwägung, sie verdankt sich unserer Berufung zur Heiligkeit oder – theologischer formuliert – zur »Gottebenbildlichkeit«. So wie der HERR barmherzig und heilig ist, dürfen und sollen wir barmherzig und heilig sein.

Da die Bibel weiß, dass diese Menschlichkeit nicht aus Verhandlungen unter eigennützigen Freien entsteht, gebietet sie die Menschlichkeit im Umgang miteinander mit der höchsten Autorität, die sie hat: mit dem Siegel des Gottesnamens und aus dem Mund des Gottessohns: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der HERR.«

Jenes Gebot der Nächstenliebe findet seine Bewährung in einem Gebot, das wir seltener hören und das auch bei der Auswahl dieser Lesung gestrichen wurde. Es stellt klar, dass der Nächste niemand ist, den wir aus uns heraus mögen – dann bräuhete es kein Gebot, sondern jener, der uns nicht nahe ist, der nicht dazugehört: »Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der HERR, euer Gott.«